



Gewilderter Elefant im Selous Wildreservat, Tansania, 2013 © Archiv Rolf Baldus

Wilderei auf dem Vormarsch: Ein Kommentar

Tatort Naturreservat: Was tun zur Rettung der Elefanten und Nashörner?

Zehntausende afrikanische Elefanten fallen jedes Jahr Wilderern zum Opfer, Südafrika ruft den Notstand für seine Nashörner aus. Die Wildereikrise ist wieder zu einem großen internationalen Thema avanciert und hat nun auch die Politik erreicht: Der Deutsche Bundestag verabschiedet eine fraktionsübergreifende Resolution. GIZ, KfW und EU bereiten Projekte vor. In trauriger Eintracht basteln UN, afrikanische Entwicklungsbank und Interpol an Aktionsplänen. Barack Obama verkündet ein – wenn auch mageres – Hilfsprogramm. Die Clintons und Prinz Charles veranstalten Konferenzen, und die jungen Windsors, William und Harry, haben gar eine eigene Stiftung gegründet. Die üblichen Verdächtigen aus Film und Glamour springen auf den Zug auf, weil er Publicity verspricht. Erfolge sind bislang jedoch nicht in Sicht.

Von Rolf D. Baldus

Der letzte Zyklus der kommerziellen Trophäenwilderei in Afrika lief vom Ende der 70er Jahre bis Ende der 80er Jahre. Wirksame Reformen des Wildschutzes, internationale Vereinbarungen und Hilfsprojekte verbesserten die Lage. Danach schlofen die nationalen Bemühungen in Afrika wieder ein. Gleichzeitig stieg die Nachfrage aus China und Vietnam dramatisch an.

Elfenbein, Fleisch und Horn: Vielfältige Verwertung

Betroffen sind alle Regionen Afrikas, in denen es noch Wild gibt. Die Erscheinungsformen der aktuellen Krise sind vielfältig. Die Wilderer suchen Fleisch, Elfenbein, Rhinozeroshorn und Tiererteile für medizinische Zwecke.

Weitgehend übersehen wird, dass überall in Afrika, insbesondere aber in weiten Teilen West- und Zentralafrikas, Wild ein massenhaft genutztes, billiges Nahrungsmittel („bushmeat“) darstellt. Offizielle Nutzungsverbote werden dort in der Praxis völlig ignoriert. Selbst afrikanische Migranten in Euro-



69 Elefanten und tausende weitere Tiere verendeten Anfang Oktober im simbabwischen Hwange Nationalpark durch ein vergiftetes Wasserloch, neun Wilderer wurden verhaftet. © Watson Ofumeli

pa werden jedes Jahr mit mehreren hundert Tonnen Fleisch geschützter Tierarten aus ihrer Heimat beliefert. Oft ist der Wert des Elefanten als Fleischlieferant höher als sein Elfenbeinwert, was ein Elfenbein-Handelsverbot ad absurdum führt.

Vom Dörfler bis zum Militär: Wer sind die Wilderer?

Die Wilderer stammen aus vielen Schichten der Gesellschaft. Da sind die Dörfler, die Schlingen legen oder mit dem ererbten antiken Vorderlader auf Fleischjagd gehen. Bei uns wird dies oft romantisiert. In Wirklichkeit ist auch diese Jagd heutzutage rein kommerziell. Für das Abschachten der Elefanten und Nashörner gilt dies sowieso. Auch dabei kommen die Wilderer zumeist aus den Dörfern vor Ort. In den Zwischenhandel und Export schaltet sich inzwischen die organisierte Kriminalität ein. In Ländern mit desolater Verwaltung wildern Militär und Polizei regelmäßig. Auch die Wildhüter selbst sind häufig beteiligt, vor allem, wenn die Disziplin verloren geht. Sie haben Waffen, Fahrzeuge und Ortskenntnis. In den Bürgerkriegen wildern alle Seiten. In Zentralafrika sind die Reiterbanden aus dem Sudan-Somalia-Gebiet ein Riesenproblem.

Wilderei – ein Wirtschaftszweig

Die Ursachen sind ebenfalls komplex. Wilderei bietet Einkommen, und angesichts der verbreiteten Armut und Arbeitslosigkeit lassen sich immer ausreichend Arbeitskräfte für diesen Wirtschaftszweig finden.

Der Umkehrschluss, dass mehr Wohlstand die Wilderei reduziert, hat sich empirisch nicht bestätigt. Eine größere Kaufkraft erhöht oft nur die Nachfrage.

Derzeit steigt die Nachfrage nach billigem Fleisch und Trophäen. Wenn auch politisch unkorrekt, so kann festgehalten werden, dass die wachsende Präsenz der Chinesen in Afrika mit zunehmendem illegalem Trophäenhandel einhergeht.

Reiner Schutz schadet

Die Unterfinanzierung des Wildschutzes in Afrika ist ein wesentlicher Grund für die Misere. Wildschutz und Nationalparks haben einen hohen finanziellen Bedarf, den kein Staat auch nur annähernd deckt. 90% aller Schutzgebiete sind nicht in der Lage, sich selbst zu finanzieren. Sie werden bei ausbleibender staatlicher Finanzierung zu „Papier-Parks“, also Schutzgebieten, die nur auf dem Papier existieren. Manche Naturschutzorganisationen bauen in unverantwortlicher Weise defizitäre Nationalparks auf.

Gleichzeitig drängt man aus ideologischen Gründen den nachhaltigen und lukrativen Jagdtourismus zurück. Die GRÜNEN haben in ihrem Programm zur letzten Bundestagswahl sogar gefordert, die Einfuhr aller legalen Jagdtrophäen in die EU zu verbieten. Dies bekämpfte angeblich die Wilderei. Kenia führte vor 35 Jahren das Jagdverbot ein – und verlor seitdem rund 80% seiner Wildtiere. Ohne daraus zu lernen, verbietet jetzt auch Botswana die Jagd und wird dafür von Tierrechtlern und Medien gelobt.

Die Leidtragenden sind das Wild und die Bevölkerung vor Ort, denen eine Einkommensquelle und damit ein Anreiz zum Wildschutz entzogen wird.



Gewilderte Elefanten im Selous Wildreservat, Tansania, 2013 © Archiv Rolf Baldus

Schutz versus Nutzung

Grundsätzlich stehen sich, vereinfacht gesagt, zwei Weltanschauungen gegenüber. Die eine Seite setzt allein auf Schutz. In einer Politik der „fines and fences“ (Strafen und Zäune) sollen das Wild und die entsprechenden Naturräume gegen illegale – und oft auch gegen legale – Nutzung „verteidigt“ werden, so wie im Wilden Westen die Forts der Armee gegen die Indianer verteidigt wurden. Der passende Begriff „fortress conservation“ wurde im Englischen dafür geprägt. Das Wild in Afrika sei ein Erbe der Menschheit und soll deshalb subventioniert und bewahrt werden. Man glaubt, dass die einheimische Bevölkerung durch Bildung und Aufklärung an Nutzung und Wilderei gehindert werden kann. Die Erfahrung zeigt, dass dieses Konzept im Wesentlichen gescheitert ist.

Die andere Seite betrachtet das Wild als Teil der schützenswerten Artenvielfalt und gleichzeitig als eine natürliche Ressource, die im Sinne der „Konvention über die biologische Vielfalt“ durch Schutz und nachhaltige Nutzung dauerhaft zu bewahren ist.

Fast überall ist Wild ein öffentliches Gut und unterliegt damit der Tragik der Allmendelands. Jeder versucht, sich auf Kosten der anderen zu bedienen. Das Ergebnis ist Übernutzung, also mangelnde Nachhaltigkeit.

Dauerhafte Lösungen brauchen Zeit

Genauso komplex wie die Ursachen der Wilderei sind auch die Lösungen. Wer Patentrezepte verspricht, der sagt die Unwahrheit. Mit einer Soforthilfe oder dem Einsatz von „Grünhelmen“ kann man die Wilderei vielleicht für ein paar Monate in einem bestimmten Gebiet eindämmen. Das mag als kurzfristige Notfall-Lösung sogar sinnvoll sein. Gleichzeitig müssen aber auch die Strukturen verbessert werden, und das geht nicht in kurzer Zeit.

Dauerhafte Lösungen sind deshalb nur langfristig erreichbar. Sie bedingen ein gleichzeitiges Einwirken auf Angebot und Nachfrage. Ansetzen muss man sowohl international als auch national, in Afrika wie auch in den Verbraucherländern sowie in den Staaten, die Hilfe leisten können.

Einen Stopp der illegalen Jagd wird man ohnehin nie erreichen können. Man kann sie nur soweit dämpfen, dass die Wildbestände schneller nachwachsen als sie dezimiert werden.

Maßnahmen auf allen Ebenen

Nur in internationaler Zusammenarbeit lässt sich der illegale weltweite Handel bekämpfen. Das Washingtoner Artenschutzabkommen CITES spielt bei der besseren Regelung des internationalen Handels mit bedrohten Arten eine wichtige Rolle, darf aber nicht für sinnlose, rein ideologisch begründete Nutzungsverbote missbraucht werden. Wichtig ist vor allem auch die grenzüberschreitende polizeiliche Zusammenarbeit in Afrika.

Auf nationaler Ebene sind eine geeignete Gesetzgebung sowie wirksame Strafverfolgung unabdingbar, ebenso wie funktionierende Behörden. Ohne effektive Wildhüter vor Ort gibt es keinen Erfolg. Sie müssen ausgebildet, ausgerüstet und straff geführt werden.

Die weit verbreitete Korruption begünstigt die Wilderei ganz entscheidend. Darauf

einzuwirken ist besonders schwierig, aber notwendig. Wird staatliches Eigentum am Wild zugunsten von Privatwirtschaft und Zivilgesellschaft dereguliert, so ist dies für den Wildschutz in der Regel positiv.

„Use it or lose it“

Ohne adäquate Finanzierung kann man die Nationalparks, den Wildschutz und die Wildereibekämpfung in Afrika abschreiben. Allein die Nationalparks brauchen im Schnitt einen Unterhalt von 200 bis 400 Euro pro km² im Jahr. Es ist illusorisch zu glauben, dass die Finanzierung auf Dauer von außen durch staatliche Subventionierung, private Spenden oder Entwicklungshilfe kommen kann. Man muss nachhaltige Finanzierungen finden, die aus den Ressourcen selbst kommen. Das Prinzip „schützen durch nutzen“ ist unabdingbar. Die langjährige praktische Erfahrung zeigt, dass nur auf diese Weise eine ausreichende Finanzierung des Wildschutzes möglich ist. Vor allem der Jagdtourismus erwirtschaftet hohe Erträge und ist gleichzeitig nachhaltig, wenn er ordentlich geregelt wird.

Auf bewährte Strategien setzen

Erfolgreiche Wildereibekämpfung braucht die Einbeziehung der Bevölkerung. Sie muss an Entscheidungen zumindest beteiligt werden. Vor allem sollte sie aber materielle Vorteile aus der Wildnutzung ziehen. In Namibia zum Beispiel hat eine Politik des gemeindebasierten Wildmanagements zu großen Erfolgen geführt. Es ist optimal, wenn Selbsthilfeorganisationen der Bevölkerung eigene Dorfwildhüter anstellen, um das Wild, von dem sie profitieren, zu schützen.

CITES muss bei seinen Regelungen auch die Auswirkungen auf das Leben der Menschen vor Ort bedenken. Reine Tierschutzkonzepte sind oft nichts anderes als moderne Formen des Neo-Kolonialismus, da sie den Menschen vor Ort ideologische Konzepte aus den reichen Ländern aufzwingen wollen.

Im Rahmen der Entwicklungshilfe sind geeignete Projekte durchzuführen. Die staatliche Haltung zum Naturschutz in Afrika sollte sich nicht von emotionalen Kampagnen der Tierrechtsszene bestimmen lassen. Die Souveränität der Entwicklungsländer ist auch in emotional besetzten Politikbereichen wie dem Wildschutz zu achten.



Die Überreste des vergifteten Wasserlochs in Hwange: Seit dem Jahr 2000 haben Simbabwe's Nationalparks 40% ihres Wildtierbestands durch Wilderei verloren. © Watson Ofumeli



Parkranger sammeln Drahtschlingen ein, die von den Wilderern in der Nähe des Wasserlochs ausgelegt worden waren. © Watson Ofumeli

Trophäenjagd drängt Wilderei zurück, da am Erhalt des Wildes interessierte Jäger in den Wildgebieten präsent sind und gleichzeitig Erträge aus der nachhaltigen Nutzung erwirtschaftet werden, die Wildschutz finanzieren und auch der Bevölkerung einen Anreiz zur Erhaltung der Wildtiere und ihrer Lebensräume geben. Ohnehin findet die Jagd oft in marginalen Gebieten statt, die für den sonstigen Tourismus nicht geeignet sind. Nachhaltiges Jagen bedeutet die Entnahme einiger weniger Tiere, um mit Hilfe der damit erzielten Einnahmen die gesamte Population zu sichern und zu retten. Der einseitige Tierschutz will primär das Einzeltier am Leben erhalten und setzt dabei die

ganze Spezies aufs Spiel. Jagdverbote haben sich als kontraproduktiv erwiesen.

Patentrezepte zur Eindämmung der Wilderei gibt es nicht. Sie wird uns begleiten, solange es wilde Tiere in Afrika gibt. Aber es gibt Strategien, die sich als erfolgreich erwiesen haben.

► Infobox

Dr. Rolf D. Baldus
hat 13 Jahre lang im Wildschutz in Afrika gearbeitet.
www.wildlife-baldus.com

Nashornhandel erlauben!

Das CITES-Handelsverbot für Rhinoceros-Horn muss auf den Prüfstand, denn es war kein Erfolg.

Seit 1977 ist der Handel – von Ausnahmen abgesehen – verboten, dennoch sind seitdem die Nashorn-Bestände in vielen Ländern durch Wilderei verschwunden, in anderen stark gesunken. Die steigende Nachfrage aus China und Vietnam, wo das Horn des Rhinoceros ein homöopathisches Mittel der klassischen Medizin ist, führt dazu, dass kein Verbotssystem Wilderei verhindern kann.

Statt auf Verbote sollte man deshalb auf ökonomische und marktwirtschaftliche Lösungen setzen. Horn ist ein nachwachsendes Produkt. Die private Haltung von Nashörnern in südafrikanischen Wildfarmen produziert Horn, das nachhaltig genutzt werden könnte. Dies würde den Handel aus der Illegalität holen, Einkommen schaffen und den Wildereidruck auf die verbleibenden wilden Nashorn-Populationen verringern. Unter der Ägide von CITES sollte den privaten Nashornbesitzern in Südafrika erlaubt werden, das von ihnen produzierte Horn zu verkaufen. Auch ohne Zustimmung der CITES-Vertragsparteien könnte Südafrika schon jetzt einen Teil des eingelagerten Nashorns ganz legal verkaufen. Dies würde helfen, den illegalen Markt auszutrocknen. In jedem Fall hätte es eine Explosion der Nashornzahlen in Südafrika zur Folge. (rb)